

Pechwärts, glückwärts

Im Land der Regelungswut: Wilde Tiere im Zirkus sollen verboten werden – und mit ihnen eine alte pädagogische Tradition.

von Joachim Käppner

Joachim Ringelnatz hat ein hübsches, ja tief sinniges Gedicht über die Riesen des Tierreichs geschrieben, es heißt „Dickhäuter“: „Ein Elefant von vorn sieht fast / So aus wie ein Nilpferd von rückwärts. / Sie tragen beide schwere Last, / Manchmal pechwärts und manchmal glückwärts.“

Kommt es so, wie es der Bundesrat und die Tierschützer fordern, geht es für beide Dickhäuter künftig weder pech- noch glückwärts, jedenfalls nicht im Wanderzirkus. Die Haltung von Elefanten, Flusspferden, Großbären, Giraffen, Nashörnern und Affen soll nämlich untersagt werden; angeblich sei sie nicht „tiergerecht“. Es mag die Euro-Krise lange Schatten werfen, das Jahrhundertprojekt Europa überhaupt wackeln, die Architektur der inneren Sicherheit durch Terror von rechts erschüttert werden, das Land vor der Energiewende stehen – das alles hindert die Bürokratie in Deutschland nicht, immer neue Regeln, Verbote und Vorschriften zu den erstaunlichsten Nischenthemen zu ersinnen. Wie das geplante Verbot von Wildtieren im Zirkus, obwohl wissenschaftlich keineswegs erwiesen ist, dass – dies immer vorausgesetzt – gut gehaltene und behutsam dressierte Tiere es dort wirklich so schlecht haben. Es wäre jedenfalls das Ende einer jahrhundertalten Tradition.

Glücklich das Land, das solche Sorgen hat, könnte man denken. Aber die Urheber dieser neuen Verbotsidee wirken gar nicht glücklich, sondern von heiligem Zorn erfüllt. Sie verhalten sich, als gebe es nichts Wichtigeres, als dem Zirkus Baldini seine Bisons wegzunehmen, dem einzigen Wildtier der kleinen Truppe, die wie ihre Vorfahren seit Jahrhunderten durch die Städte der Provinz tingelt, oder dem Circus Krone seinen Privatzoos zu verbieten.

„Herr Hyam schießt bei vollem Lauf, auf zwei Pferden stehend.“

Im Zirkus, wie wir ihn kennen, spielten Wildtiere zunächst keine große Rolle. Der antike „Circus“ hat mit dem heutigen eigentlich nur das Wort gemein und die äußere Form der Arena. Zwar kamen dort Tiere reichlich zum Einsatz, wie in jedem Historiensinken zu sehen ist: In „Gladiator“ schnappen im weiten Rund des Circus Maximus zu Rom Tiger nach Russell Crowe, dem Helden. Das Christentum schaffte die blutigen Kampfspiele noch in der Spätantike ab.

Der Zirkus entstand im Großbritannien des 18. Jahrhunderts als neue Form der Unterhaltung in einer sich rasch wandelnden Gesellschaft. Die Reitkunst kam in Mode und wurde bald öffentlich vorgeführt, etwa von John Hyam, dessen akrobatische Auftritte in Wien die höheren Damen derart verückten, dass Kaiserin Maria Theresia drohte, „er werde unnachlässiglich ausgewiesen“. Pferde und ihre Reiter waren die Stars in den ersten Manegen: „Herr Hyam springt bei vollem Galopp aus dem Sattel und wieder auf, er reitet gleichzeitig auf zwei Pferden; er schießt bei vollem Lauf, auf zwei Pferden stehend, aus der Pistole“, schrieb eine Pariserin 1775.

Die Dressur wilder Tiere kam erst im Laufe des späteren 19. Jahrhunderts auf. In Amerika, wo der Zirkus deutlich derber war, galt sie eine Weile lang sogar als der Versuch, den misstrauisch beäugten Aufführungen mehr Ernsthaftigkeit zu verleihen. Als die USA nämlich in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts von einer jener Wellen puritanischen Eiferertums heimgesucht wurden, wie sie die Neue Welt immer wieder trafen, da gerieten die Zirkusse sehr rasch ins Visier der Gutmenschen. Und denen ging der Humor damals ebenso ab wie ihren Wiedergängern heute.

Grölende Zuschauer. Torkelnde Clowns. Leicht beschürzte Weibsbilder, die, man muss es zugestehen, bis dahin die Hauptattraktion des US-Zirkusses waren: Strenge Bundesstaaten verboten



„Redliches Thier . . .“

Das dramatische Gedicht „Die Löwenbraut“ von Adelbert von Chamisso (1827) beschreibt das Menagerietier als Wesen mit Gefühlen:

„Mit der Myrte geschmückt
und dem Brautgeschmeid,
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb, und hatten uns gern;

Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.
Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähenumwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich wurde gefreiet, es ist nun vorbei; —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Versteh' du mich ganz? schau'st grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du;
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,

So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!
Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfäßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zu Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
Der Jüngling ruft: „bring' Waffen herbei;
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!“
Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.
Die Unselige wagt's, sich der Thüre zu nah'n,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergessen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finstern Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.“

Wilde Tiere im Zirkus haben eine lange Geschichte – manche Dompstreure wurden zu Weltstars wie Claire Heliot (links): Fotos: SZ Photo; Getty (3) Gedicht aus: Chamisso, Gesammelte Werke



die Aufführungen als Anschlag auf die sittliche Festigkeit der Landeskinder, pragmatischere erhöhten einfach die Steuern auf die Eintrittskarten. Die Betreiber mussten sich etwas einfallen lassen, und sie verfielen auf die rettende Idee: Die Zirkusse könnten doch als eine Art reisende Bildungseinrichtung durch Amerika ziehen, den Leuten exotische Wesen aus Weltregionen zeigen, in welche die Betrachter gewiss niemals selbst kommen würden.

„Sie präsentierten dann exotische Tiere aus allen vier Ecken dieser Welt, und wer zu seinem Platz wollte, musste erst einmal durch die Menagerie gehen. Man konnte sie gar nicht verpassen“, sagt Deborah Walk, Kuratorin des Ringling-Kunstmuseums in Florida, „sie war wesentlicher Bestandteil jenes pädagogischen Versuchs, die Leute in die Show zu locken.“

Gleichzeitig schritt die Entdeckung bis dahin unberührter Natur in Afrika und Asien voran, und große Zirkusse wie Barnum bekamen fast täglich Löwen, Bären und Riesenschlangen angeboten. In Europa war das bald nicht anders. Als 1853 zwei Strauße, auf denen man reiten konnte, wie der Road Runner durch die Zirkusarena rasten, war das noch ein exotischer Gag. Aber schon drei Jahre später zeigte der berühmte Zirkus Renz den „afrikanischen Wunderelafanten“ namens Jack sowie „zwei der schönsten Exemplare von wilden, aber sehr gezähmten Thieren, ein afrikanischer Löwe und ein Königstiger, vorgeführt von Herrn Uhlmann“, wie es in einer Broschüre hieß. Dies war eine der ersten „Raubtier-

nummern“ der Zirkusgeschichte, und von da an gehörten sie dazu.

Der Zirkus wurde damit der direkte Nachfolger der alten Wandermenagerien, die seit dem Mittelalter von Ort zu Ort zogen – der legendäre Antonio Alpi aus Parma reiste zeitweise mit einem Panzernashorn durch Europa; in Wien gastierte er mit seinem Elefantenpaar, das sich so freizügig der Elefantenliebe hingab, dass die Besucher erst recht in Scharen kamen und Kindern mitunter der Eintritt verwehrt wurde. Der Bulle starb 1811 an dem Genuss der vielen Kupfermünzen, welche dankbare Zuschauer ins

„Er wird nun mit dem Rüssel eine ganze
Bouteille Wein leeren!“

Gehege geworfen hatten. Ein Elefant war auch 1824 auf der Münchner Jacobidult zu sehen, und die Menschen drängten sich um den Ausrufer: „Dahier, meine gnädigen Damen und Herren, hier ist zu sehen der größte dermal lebende Elefant – er ist sehr gelehrig – sehr verständig – macht mit seinem Rüssel alles, was der Mensch mit der Hand kann – auch wird er mit diesem eine ganze Bouteille Wein leeren, herein, allweil herein!“

Wie der Wein dem Tier bekam, ist nicht überliefert, gewiss aber, dass es um die Haltung solcher lebenden Schaustücke nicht zum Besten stand. Der Zirkus

entwickelte den Umgang mit den wilden Tieren aber weiter. Sie wurden nicht, wie in der Menagerie, bloß als Kuriosität ausgestellt, sondern standen nun im Mittelpunkt, erweckten Interesse aus eigenem Recht. Je näher die ganz normalen Leute wilde Tiere betrachten konnten, desto mehr beschäftigten sie sich ernsthaft mit ihnen, bis hin zum Wunsch, diese Lebewesen und die Natur, aus der sie kamen, zu bewahren – ein Aspekt, den die Zoo- und Zirkuskritik oft übersieht. Diese Vermenschlichung der Tiere brachte erstaunliche Karrieren hervor, wie jene der Claire Heliot.

1866 als Tochter des Postsekretärs Friedrich Pleßke geboren, arbeitete sie zunächst als Tierpflegerin im Zoo von Leipzig, bis dem Direktor dort auffiel, wie einfühlsam sie mit den Raubkatzen umging. Er ließ sie ein Löwenjunges dressieren, und so fing alles an. Schon bald reiste Frau Pleßke, nun als Claire Heliot weltbekannt, mit dem Zirkus Sarasani und einer Zwölfergruppe treu ergebener, dressierter Löwen um die Welt – wie ein Wunschtraum des jungen Feminismus. Wer Löwen bändigt, fürchtet die Männer nicht. Nach einer enttäuschenden Ehe

„Das scheußlichste
Geschöpf, das man
sich vorstellen kann.“

mit dem Stallmeister August Hanmann besaß die Künstlerin 1901 die Stirn, sich einfach scheiden zu lassen, eine ihrer Raubkatzen nannte sie dann „Hass“, eine andere „August“. Das Publikum erstarrte, wenn sie am Ende der Vorführung den kolossalen Löwen „Sascha“ schulterte und aus der Manege schleppte. Als Vermächtnis soll sie den Satz hinterlassen haben: „Die Menschen haben mich immer wieder enttäuscht! Meine treuesten Freunde, das waren doch meine Löwen.“

Das wilde Tier, derart zur Schau gestellt, war auf dem Weg, wie es in dem schönen Hellabrunn-Buch von Helmut Zedelmaier und Michael Kamp (Bassermann Verlag) heißt – „von der Bestie zum Liebling“. Wie die Natur überhaupt hatten ja auch die wilden Tiere den Menschen über Jahrhunderte als Bedrohung gegolten, als fremd und unheimlich, bestenfalls als Jagdbeute. Noch der Brockhaus von 1884 beschreibt den Gorilla – nur wenige seiner Leser hatten den Riesen unter den Menschenaffen liebhaftig je gesehen – als „eines der scheußlichsten Geschöpfe, das man sich nur vorstellen kann“. Heute gelten die Gorillas als Großattraktion jedes Zoologischen Gartens, und sie dort aus der Nähe betrachten zu können, vermittelt selbst vom Öko-Gedanken weniger berührten Besuchern ein Gefühl für den irreversiblen Verlust, den die drohende Ausrottung des großen Menschenaffen bedeuten würde.

Die Zoologischen Gärten entstanden übrigens zeitgleich mit der Dressur wilder Tiere im Zirkus; sie führten das Tier aus unmittelbarer Nähe vor, noch waren Zoo und Zirkus nahe Verwandte. Hagenbecks Tierpark in Hamburg oder Hellabrunn in München lockten mit Länderschauen und exotischen Performances: Im Selbstverständnis beider steht bis heute der pädagogische Auftrag.

Fachleute wie die britische Verhaltensforscherin Marthe Kiley-Worthington, appellieren daher an die Tierschützer, die Haltung wilder Tiere im Zirkus auch als Chance zu begreifen, sie jüngerer Menschen nahezubringen und das Verständnis für den Naturschutz zu vergrößern. Statt zum Boykott aufzurufen, wäre es doch gescheiter, einen Preis für die beste Tierhaltung und artgerechteste Dressur zu stiften. So haben die Zirkustiere bis heute etwas Dialektisches, und sie nur als Gefangene menschlicher Profitgier zu betrachten, greift zu kurz. Mehr noch als der Zoo ist der Zirkus der Ort, an dem schon Kinder Tiere als das erleben, was Tierfreunde eigentlich fordern: als Mitwesen, die den Menschen am Herzen liegen sollten, besonders angesichts der dramatischen Zerstörung der letzten Naturräume.

Sonst wird eines gar nicht fernen Tages wahr, was der Autor Elias Canetti geschrieben hat: „Mit zunehmender Erkenntnis werden die Tiere den Menschen immer näher sein. Wenn sie dann wieder so nahe sind wie in den ältesten Mythen, wird es kaum mehr Tiere geben.“